

Veit Etzold

SKIN

Thriller

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Widmung

Prolog

ERSTES BUCH

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

21.

22.

23.

24.

- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.
- 32.
- 33.
- 34.
- 35.
- 36.

ZWEITES BUCH

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.

24.

25.

DRITTES BUCH

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

Epilog

Dank

Veit Etzold

SKIN

Thriller

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Ein Projekt der AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur
www.ava-international.de

Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Wolfgang Neuhaus, Oberhausen
Titelillustration: © www.buerosued.de (2)
Umschlaggestaltung: Bürosüd, München
E-Book-Produktion: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-2310-8

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für Saskia
(besonders für die Idee mit der Haut ...)

Prolog

Im Flur war es dunkel.

Es roch muffig.

Ein großer Freund der Hygiene war er ja nie gewesen, aber hier war es offenbar noch schlimmer geworden. In der Ferne, so sagte man, kommen die wahren Eigenschaften eines Menschen zum Vorschein, die guten und die schlechten.

Hier offenbar nur die schlechten.

Die Rollos waren heruntergezogen. Die Sonne blinzelte durch die Spalten und brach sich in der abgestandenen Luft, die so ranzig war, dass man sie mit den Händen hätte greifen können. Im trüben Licht summten Fliegenschwärme.

Schöner wohnen würde hier keinen Preis vergeben.

Blick in die Küche.

Die Spüle randvoll mit Geschirr. Auf dem Küchentisch Konserven, Gabeln, schmutzige Servietten. Take-away-Gerichte vom Chinesen. Eines davon noch halb voll. Zwei Esstübchen ragten aus einem ekelhaften Mischmasch aus blau angelaufenen Nudeln und pelzigem Schimmel. Obendrauf ein wimmelnder Fliegenschwarm.

Verdammt, wo kommen all die Viecher her?

Lieber gleich weiter.

Wo ist er denn nur? Lebt er wirklich in diesem Saustall?

Der Gestank wurde noch schlimmer.

Zeitungen und Magazine lagen auf dem Flur verstreut. So, als sollte hier tapeziert werden. Doch Tapezieren wäre sicher das Letzte, was dem Bewohner dieser Wohnung eingefallen wäre. Auch wenn es bitter nötig war, denn die

von Schimmel zerfressenen Tapeten hingen schwarzgrau von der Wand.

Vorne das Wohnzimmer.

Die Jalousien halb geöffnet.

Auf dem Tisch eine Ansammlung von Coladosen, Bier- und Whiskyflaschen. Alle Bierflaschen leer, zwei Whiskyflaschen ebenfalls, in der dritten noch ein Fingerbreit Alkohol. Auf dem Tisch ein paar bunte Pillen und weißes Pulver.

Oh Gott er hat doch nicht etwa angefangen, Drogen zu nehmen? Getrunken hat er in letzter Zeit eh zu viel, geraucht sowieso, aber von Drogen hat er bisher die Finger gelassen.

Eines dieser komischen Geräte zum Zigarettendrehen auf dem Tisch, daneben Blättchen, bröseliger Tabak, zwei kleine Tütchen, wahrscheinlich Marihuana oder Cannabis. Zigarettenasche im überquellenden Aschenbecher. Kippen auf Sofa und Fußboden. Einige so festgetreten, dass sie wie ein Teil des fleckigen Teppichs aussahen.

In der Tischmitte ein Handy. Nur noch zu zehn Prozent geladen. Voll mit Anrufen in Abwesenheit.

Auch hier Fliegen. Auf dem Boden, an der Decke. Eigentlich überall.

Klar, in so einer Messie-Wohnung wimmelt es von Fliegen. Aber so viele?

Links das Bad.

Dieser Gestank!

Das war aber doch nicht der Gestank von Müll oder Schimmel? Oder der einer Wohnung, die zu selten gelüftet wurde?

Nein. Das war der Gestank von etwas anderem. Etwas, das uralte Instinkte alarmierte. Das einem sagte: Hier ist etwas geschehen, was nicht geschehen durfte.

Ein Griff an die Badezimmertür.

Kurzes Innehalten.

Durchatmen. Luft anhalten. Tür öffnen.

Grelles Licht im Bad.
Mit einem Mal war alles klar.
Wenn man in einem derart zugemüllten Saustall von Klarheit sprechen konnte.

Aber jetzt war klar, was mit ihm war.

Er war nicht verreist.

Er war nicht verschollen.

Er war hier.

Er lag in der Wanne.

Tot.

Leben konnte so jemand, so *etwas*, nicht mehr.

Auch hier Fliegen. Überall.

Das Fenster stand auf Kippe, und die nach außen dringende Luft hatte sie angelockt. Diese Mischung aus Schimmel, vergammelten Essensresten, ranziger Luft und Fäulnis.

Ist das sein Gesicht?

Es war kaum mehr zu erkennen ... aber, bei Gott, ja, es *war* sein Gesicht.

Die Wahrheit war schlimmer als der Tod.

Der aufgetriebene Körper befand sich teils über Wasser, teils unter Wasser. Der Oberkörper war mit Löchern übersät, durch die man die oberen Rippen sehen konnte. Die unteren schimmerten weiß durch das trübe Wasser.

Das Gesicht grau. Die Augen blind. Die Zähne zu einem Grinsen gebleckt.

Man sagte, Wasserleichen seien die schlimmsten Leichen.

Stimmt.

Die Hand lag halb auf dem Rand der Wanne, halb war sie unter Wasser. »Waschhautbildung« nannte man das, verhornte Haut, die aufquoll und Wellen schlug.

Bilder erschienen vor dem inneren Auge.

Sie beide, gemeinsam auf der Brücke. Gemeinsam in der Bahn. An der See. Auf dem Balkon.

Hand in Hand.

Noch einmal kamen die Bilder.

*Die Hand in meiner Hand. Ich muss die Hand ergreifen!
Es geht nicht anders! So wie früher. So wie immer.*

Ein Griff nach der Hand, wie zu Lebzeiten. Als letzte Geste. Auch wenn er verschwunden war, ein Teil von ihm war noch hier. So wie seine Hand.

Dieses Gefühl ...!

Die tote Hand in der lebenden. Die Berührung. Als wäre dadurch alles wie früher.

Dann das Geräusch, als die Haut sich löste.

Die Haut der Hand in meiner Hand.

Erst dann wurde klar, was wirklich passiert war.

Der Schrei gellte durch die Hölle des Bades und die Vorhölle des Flures.

Für einen Moment stoben die Fliegenschwärme auf. Ihr helles Summen erfüllte die warme, feuchte, beinahe ölige Luft, die sich als dünner Film auf Haut und Kleidung legte. Die Wasseroberfläche zitterte.

Dann ließen die Fliegen sich wieder nieder.

Alles war wie vorher.

Nur die abgelöste Haut der Hand lag auf dem Badezimmerboden.

ERSTES BUCH

1.

»Du hast in Witten studiert?«

Christian hörte die Frage gar nicht, als er mit Fabian, seinem Projektleiter, über den nicht enden wollenden Gang im Terminal 1 des Frankfurter Flughafens ging. Ihnen folgte Katharina, die ziemlich laut mit einem offenbar begriffsstutzigen Kunden telefonierte. In fünfzehn Minuten begann das Boarding für ihren Flug nach Zürich. Wenn es jemals eine Zeit gegeben hatte, in der Christian Flughäfen mit Urlaub in Verbindung brachte – diese Zeit war jetzt endgültig vorbei.

Er schaute auf sein Smartphone, stolz auf die Gravur in der Metallhülle. *Christian König*, stand da. *East Coast Consulting*.

East Coast Consulting. ECC. So hieß die Firma, für die er jetzt arbeitete. Die führende Strategieberatung der Welt, hatte man ihm und den anderen eingehämmert. Erst in den Karriere-Magazinen, dann in den Recruiting-Workshops und schließlich bei ECC selbst.

Jetzt war Christian Teil dieser Firma. Was für jeden Hochschulabsolventen, der Karriere machen wollte, einem Ritterschlag gleichkam. Erst recht für jemanden, der Christians Fach studiert hatte.

»Schläfst du noch?«

Christian wurde aus seinen Gedanken gerissen. »Bitte?«

»Ob du in Witten studiert hast, habe ich dich gefragt«, sagte Fabian.

»Ja«, antwortete Christian knapp. »Witten Herdecke. Philosophie. Und dann noch ein bisschen Volkswirtschaft.«

»Okay.« Fabian schien nicht allzu begeistert zu sein. »Aber die BWL-Sachen sitzen auch, oder? Ihr wart doch

alle auf dem Exotentraining?»

»Ja, klar«, beeilte sich Christian zu sagen, während er seine Tasche schulterte und einer dicken alten Dame auswich, die ohne Vorwarnung stehen geblieben war. Noch drei Schritte, und sie standen auf einem dieser horizontalen Förderbänder, auf denen man sich immer so vorkam wie die grauen Herren in Michael Endes *Momo*, wenn man schnell lief: Ein kleiner Schritt nach vorne, und die Außenwelt rauschte viel schneller an einem vorbei.

Katharina war noch immer ein paar Meter hinter ihnen, da ständig neue Kunden anriefen und sie des Öfteren gegen den Lärm im Terminal anschreien musste. Christian mochte Katharinas norddeutsche, pragmatische Art und ihren klassischschlichten Stil. Besonders ihre eleganten Schuhe waren ihm aufgefallen, zumal sie keine hohen Absätze hatten. *Das kannst du vergessen*, hatte Katharina ihm gesagt, *mit hohen Absätzen kilometerweit zum Gate laufen*. Fabian hatte Katharinas Schuhe scherzhaft »Carla-Bruni-Treter« genannt, da das italienische Model/Sängerin/Expräsidentengattin ebenfalls keine hochhackigen Schuhe mehr trug. Allerdings nur deshalb, damit sie ihren kleineren Ehemann Sarkozy nicht überragte.

Hoffentlich sitzen die BWL-Sachen wirklich, dachte Christian. Alles, was er beim Exotentraining gelernt hatte. Ein seltsamer Begriff, aber so nannte man das hier. Exotentraining. Alle, die keine BWLer waren, galten als Exoten: Philosophen, Literaturwissenschaftler, Physiker, Mediziner. Sie alle kamen irgendwann nach der Uni zu ECC, denn das Unternehmen zahlte sehr gut. Und ECC brauchte immer Nachwuchs. Wenn man dann rigoros herausfilterte, wer gut genug war, um ein Jobangebot zu bekommen, musste man halt ein umso größeres Netz auswerfen. Je kleiner der Filter, desto größer musste das Netz sein, wenn etwas hängen bleiben sollte. Und um all

die Nicht-BWLER für die harte Business-Welt fit zu machen, gab es das Exotentraining.

Oh ja, Christian hatte daran teilgenommen. Zwei Wochen Druckbetankung im Münchner Büro der ECC. Kostenrechnung, Investitionsrechnung, Bilanzen, Buchhaltung, Barwert, Unternehmensbewertung, Operational Finance, Corporate Finance, International Finance – das volle Programm. Alles das, was normale Leute in einem ganzen BWL-Studium lernen, wurde den Nicht-BWLern, die intelligent – oder auch ahnungslos – genug waren, um von ECC ein Angebot zu bekommen, innerhalb von zwei Wochen in gnadenloser Schlagzahl eingehämmert.

Christian war jetzt genau vier Wochen bei ECC. Zwei Wochen Exotentraining, zwei Wochen European Business Training. Mit anderen Beratern aus England, Spanien und Frankreich. Tagsüber Fallstudien lösen, um sie dann den Geschäftsführern oder Partnern von ECC vorzulegen, die extra mit einem Fahrservice von irgendeinem internationalen Flughafen aus in dieses bayerische Nest gekommen waren, wo die Trainings stattfanden und die hoffnungsvollen Talente in Klausur gingen. Dann gab es Feedback. Und am Abend hoch die Tassen.

Am letzten Abend schließlich wurde die große Überraschung präsentiert, wie bei einer Weihnachtsbescherung. Oder wie bei den Marines auf Paris Island, wenn sie erfuhren, in welches Krisengebiet man sie schickte. Passend dazu nannte man die letzte Woche des European Business Trainings »Bootcamp«.

Am jenem letzten Abend wurde mitgeteilt, wer auf welchem Fall arbeiten würde. Diesen Job übernahmen die Mitarbeiter der Personalbeschaffung, die dafür zuständig waren, die richtigen Leute zu den richtigen Projekten zu bringen. Wenn ein Partner bei ECC einem Unternehmen ein Beratungsprojekt verkaufte, brauchte er dafür Berater, die die eigentliche Arbeit machten, den *Job on the ground*, wie

es bei ECC hieß. Die Partner selbst schwebten oft nur zu den Lenkungsausschüssen ein, den sogenannten Steering Committees, und ließen sich vorher von den rangniedrigeren Chargen über den Projektfortschritt unterrichten, damit sie im Meeting nicht allzu ahnungslos wirkten. Was sie nicht davon abhielt, dem Kunden dennoch achttausend Euro in Rechnung zu stellen. Pro Tag, wohlgemerkt.

Christian hatte bereits davon gehört, was die Partner verdienten, was sie den Kunden kosteten und wer ein »Rainmaker« war, ein Regenmacher. Das waren diejenigen, die die größten Aufträge an Land zogen.

Das alles wurde hinter vorgehaltener Hand bei den beiden Trainingsveranstaltungen diskutiert. Denn es war so, wie es oft war: Einige der »Newies«, der Neueinsteiger, wussten mehr über die Firma als andere. Vielleicht, weil sie dort jemanden kannten, vielleicht, weil sie die richtigen Insiderseiten im Internet gelesen hatten, vielleicht auch nur deshalb, weil sie behaupteten, etwas zu wissen, in Wahrheit aber keine Ahnung hatten. Eine Fähigkeit, die in der Unternehmensberatung nicht ganz unwichtig war. SABVA kürzte man firmenintern die Begabung ab, auch bei einem Problem, von dem man nie zuvor gehört hatte, so zu erscheinen, als habe man die Lösung schon vor dem Gespräch in der Schublade. *SABVA – Sicheres Auftreten bei vollständiger Ahnungslosigkeit.*

Was beispielsweise zur Folge hatte, dass Berater an Versicherungsprojekten arbeiteten, obwohl sie von Versicherungen erst einmal keine Ahnung hatten. Das wiederum führte unter anderem dazu, dass auch Philosophen wie Christian von ECC eingestellt wurden, auch wenn sie sich die betriebswirtschaftlichen Details mühevoll innerhalb von zwei Wochen – und später an den Projekten – in den Kopf hämmern mussten und sich dann gänzlich unphilosophisch fragten, warum sie nicht gleich etwas Vernünftiges studiert hatten.

Genauso blöd kamen sich allerdings auch die studierten BWLer vor, wurde ihnen doch vor Augen geführt, dass man in schlappen zwei Wochen nachholen konnte, wofür sie sich fünf Jahre lang krumm gemacht hatten.

We don't hire skills, we hire attitudes, hatte mal ein ECC-Partner an der Uni Witten Herdecke gesagt, als ECC dort ein so genanntes Recruiting durchgeführt hatte, um neue Mitarbeiter zu gewinnen, Häppchen und Sektempfang inklusive. »Wir schauen nicht auf die Fähigkeiten, sondern auf die Einstellung. Wer die richtige Einstellung hat und smart und schnell ist, kann alles lernen.«

Christian war mehr als zufrieden gewesen, als man ihn an jenem letzten Abend der BWG zugeteilt hatte, als die neuen Projekte für die Newies verkündet worden waren. BWG, die Bank für Wirtschaft und Gesellschaft. Er, Christian König, würde an einem Bankenprojekt arbeiten! Obendrein für eine große und bedeutende Bank, denn von der BWG hatte er zuvor schon gehört, sogar als Philosoph. Das machte ihn stolz, zeigte es doch, dass man ihm viel zutraute. Er hatte auch schon von Geisteswissenschaftlern gehört, die erst einmal bei einem so genannten Pro-Bono-Projekt landeten, wo ein Museum oder eine Uni gegen geringe oder gar keine Gebühr beraten wurde. Schön und gut, aber nicht besonders förderlich für die Karriere bei ECC. Denn wer nur »Schönwetterberatung« gewöhnt war, war für die »harten« Beratungsprojekte nicht geeignet – und mit denen verdiente ECC nun mal das große Geld.

Doch Christians anfängliche Hochstimmung verflog, als er feststellen musste, dass die Banking-Praxisgruppe der ECC so riesig und unersättlich war, dass sie immer wieder Nachschub brauchte und sich nicht groß darum kümmerte, ob die Newies etwas anderes machen wollten als Banking. Schließlich hatten die Banken nach wie vor eine Menge Geld und eine Menge ungelöste Probleme, bei denen sie Beratung brauchten. Bei den Newies war daher schon vom

obligatorischen »Bankenjahr« die Rede, das jeder Neuling erst einmal hinter sich bringen musste.

»Ich glaube, Lars war vor Kurzem auf einem Recruiting Workshop in Witten«, sagte Fabian, als sie auf dem Laufband standen. »Kann das sein?«

Christian nickte. Lars war der ECC-Partner, der an der Uni Witten von »Skills und Attitudes« geredet hatte. Ihn würde er auch noch kennenlernen, denn Lars war der Partner bei dem Projekt, an dem Christian mit Fabian und Katharina arbeitete.

Kurz darauf stiegen sie vom Förderband, und die Welt bewegte sich wieder langsamer.

»Also, pass mal auf«, tastete Fabian sich an eine Sache heran, die ihm offenbar wichtig war. »Wir haben da ein Excel Sheet mit den Zahlungsströmen der Bank. Bilanz, Profit and Loss, alles Mögliche. Eine Riesentabelle.« Er schaute Christian an. »Da musst du wahrscheinlich ran.«

»Wer sitzt denn zurzeit dran?«

»Ein Kollege namens Jonathan.« Fabian zog ein düsteres Gesicht. »Allerdings ist Lars unzufrieden mit ihm, und ich bin's auch. Da sind tausend Bugs in dem Sheet, irgendwelche verdammt Programmfehler, und wenn Lars und ich beim Kunden sind, stehen wir wie die Doofen da, weil die Zahlen nicht zusammenpassen. Jonathan performt nicht richtig.«

Er performt nicht richtig, dachte Christian.

Was sich anhörte wie das Auswahlverfahren bei deutschen Castingshows, hatte einen viel ernsteren Hintergrund. Christian hatte in den Trainings davon gehört, dass Teammitglieder, die »nicht richtig performten«, aussortiert und später womöglich gefeuert werden.

»Excel kannst du doch?«, fragte Fabian. »Das hattet ihr doch im Exotentraining, oder?«

»Mehr oder weniger.«

»He«, rief Katharina und wies mit ausgestrecktem Arm auf die Anzeigetafel. »Frohe Botschaft!«

»Scheiße«, fluchte Fabian. »Der Abflug verzögert sich um eine Viertelstunde.« Demonstrativ ließ er seine Laptoptasche fallen. »Okay, wir nutzen die Zeit und geben dir ein paar Tipps, von denen du bei den Trainings bestimmt nichts gehört hast. Also pass auf, es ist wichtig.«

2.

Freitagabend.

Hauptkommissar Frank Deckhard nahm einen vorsichtigen Schluck Bier und ließ den Blick durch die Bar schweifen. »Das Eisen« war so etwas wie seine Stammkneipe, gelegen zwischen Keithstraße, wo sich das Abschnittsrevier des LKA befand, und dem Kudamm. Eine Mischung aus rebellischer Aufsässigkeit und Westberliner Mief. Ein bisschen Motörhead, ein bisschen Europa-Center, ein bisschen Café Kranzler. Und so richtig zusammen passte gar nichts. Aber das Bier war eiskalt, und das war das Wichtigste.

Deckhard kam gerade vom Karatetraining, wie jeden Freitagabend. Wado-Ryu-Karate. Bei diesem Kampfstil gab es nicht nur Schläge und Tritte, auch Hebel, Würger und Würfe. Heute hatten sie im Training Bruchtests gemacht und Bretter durchschlagen. Deckhards Exfreundin hatte sich immer beschwert, wenn er nach solchen Übungen mit dicken Knöcheln nach Hause kam, und ihm Eis auf die geschwollenen Stellen gelegt. Oder tiefgefrorene Himbeeren aus dem Gefrierfach. Nun war die Freundin weg, die tiefgefrorenen Himbeeren ebenfalls. Dafür war das Bier kalt, und Deckhard presste die Knöchel an das vor Kälte beschlagene Glas.

Immerhin hatten sie heute einen Fall zu Ende gebracht. Vor zwei Tagen hatten sie Uwe P. auf der Autobahn gefunden. Als er noch gelebt hatte, war er Zuhälter gewesen. Was er jetzt noch war, ließ sich schwer definieren. Denn sie hatten ihn in einem Zustand gefunden, als wäre er von einem Riesen auf einem gigantischen Hobel abgeschliffen und gleichzeitig angezündet worden. Den

Ermittlern war schnell klar geworden, dass der Mann nur kurze Zeit auf der Autobahn gelegen hatte, ehe er von einem Wagen erfasst und vermutlich mehrere Kilometer weit mitgeschleift worden war.

Doch erst die Rechtsmedizin fand heraus, was vorher niemand erkannt hatte: Uwe P. war etwa fünf Kilometer von der Stelle entfernt, wo die Ermittler ihn gefunden hatten, totgeschlagen worden. Dort hatten der oder die Täter den armen Uwe nachts auf die Autobahn gelegt. Und gehofft, die dämlichen Bullen würden glauben, er sei totgefahren worden.

Tja, da habt ihr Pech gehabt, dachte Deckhard und trank in kleinen Schlucken von seinem Bier. Die Rechtsmediziner hatten herausgefunden, dass der Mann bereits tot gewesen war, als das Auto ihn erfasst hatte, denn es hatte keine Vitalitätszeichen mehr gegeben. Die Schläge auf den Kopf aber *hatten* zu Blutungen geführt, bevor das Opfer mitgeschleift worden war. Also war es an diesen Schlägen gestorben.

Eigentlich gut so, dachte Deckhard. Denn lebend von einem Auto mitgeschleift zu werden würde er nicht einmal seinen schlimmsten Feinden gönnen. Die Bilder vom Tatort und aus dem Obduktionssaal blitzten noch immer vor seinem inneren Auge auf wie kurze Einblendungen aus einem Horrorstreifen. Die Füße nur noch blutige Klumpen. Die ganze rechte Seite eine einzige klaffende Wunde. Das Gesicht enthäutet und von der Hitze angesengt wie ein verbrannter Lampion.

Deckhards Handy piepte. Er schaute aufs Display. Eine SMS. *Ich denke noch immer an den Pazifik*, stand da.

Er wollte gerade antworten, als sich die Tür zum »Eisen« öffnete und eine attraktive, zierliche Frau Ende dreißig die Bar betrat. Deckhard erkannte seine Kollegin Sophie sofort. Die von der Kälte roten Bäckchen, die Sporttasche, die wachen Augen. Sie arbeiteten viel zusammen. Sophie war Fachärztin für Rechtsmedizin und

obendrein auch noch für forensische Psychiatrie, was ihr half, nicht nur die Seele von Verbrechern und deren Opfern zu verstehen, sondern auch deren meist leblose Körper.

An diesem Abend hatte man Sophie noch zu einem anderen Tatort gerufen, nachdem Deckhard bereits gegangen war. Mehrere Alkoholiker waren im Suff übereinander hergefallen. Einen von ihnen hatte es besonders schlimm erwischt; er schwebte in Lebensgefahr. Sophie hatte die Notärzte zum Tatort begleitet, deshalb kam sie nun später ins »Eisen« als verabredet. Sie und Deckhard machten freitags Sport – Deckhard Karate, Sophie Zumba-Fitness.

Nicht zum ersten Mal fragte sich Deckhard, weshalb er und Sophie nicht zusammen trainierten.

Eigentlich, überlegte er, könnten wir sogar zusammen leben. Ein schöner Gedanke! Aber es würde wahrscheinlich ziemlich schnell kompliziert mit uns beiden. Schwierig. Auf längere Sicht unerfreulich. So wie mit meiner Ex. Da verzichte ich lieber auf die Himbeeren aus dem Eisfach und ertrage meine Prellungen und Stauchungen wie ein Mann. Er verzog das Gesicht. *Aber das Single-Dasein ist auch nicht das Gelbe vom Ei. Wie man's macht, ist es verkehrt ...*

»Na, Kollegin.« Er umarmte Sophie und gab ihr einen Kuss auf die Wange. »K oder K? Krankenhaus oder Kühlraum?«

»Kühlraum«, sagte Sophie. »Der Typ hat's hinter sich.«

»Apropos Kühlraum ... Willst du auch ein Bier?«

»Lieber einen Weißwein.«

»Typisch Frau.«

»Immerhin kein grüner Tee.«

»Stimmt. So wie meine Ex.«

»Die war nett. Aber manchmal ein wenig seltsam.«

»Dein Verflossener auch. Dieses gepiercte Klappergestell.«

»Im Nachhinein finde ich das auch. Vielleicht dachte ich damals, dass gepiercte Männer die idealen Ehemänner

sind.«

»Wieso?«

»Sie haben Sinn für Schmuck und sind Schmerzen gewohnt.«

»Sonst nimm Sie mich, junge Dame!« Das war Wolle, der Barmann, der Sophie den Weißwein über den Tresen reichte.

Sie lächelte. »Ich denk drüber nach!«

Sie stießen an.

»Der Typ ist also tot?«, fragte Deckhard.

»Toter geht's nicht!« Sophie nickte.

»War es schade um den Kerl?«

»Einen Hund hatte er nicht«, sagte Sophie, »und ich wüsste nicht, wer sonst um ihn trauern sollte. Der Tod ist für die Hinterbliebenen ja meist schwerer als für die, die ins Gras beißen.«

»Ja, stimmt. Meistens merkt man's ja nicht, dass man tot ist. Es ist nur schwierig für die anderen, damit klarzukommen.«

»Genausowenig, wie wenn man dumm ist«, sagte Sophie.

»Auch das merkt man meistens nicht. Es ist nur schwierig ...«

Deckhard ergänzte lachend: »... für die anderen, damit klarzukommen.«

Eine Zeit lang ließen sie schweigend die Blicke schweifen. Über den Billardtisch, das Dartspiel, die verkrachten Existenzen, die dumpf in ihre Bier- und Schnapsgläser starrten und auf irgendetwas zu warten schienen, was niemals kommen würde. Es hätte gepasst, wäre jetzt Musik von Bruce Springsteen erklungen, die war wie gemacht für Leute, die einsam an der Bar saßen und auf etwas warteten, was niemals kam. Doch es lief nicht Bruce Springsteen, sondern irgendein Waschmittelsong von Helene Fischer.

»Wie war es sonst so? Die Woche?«, fragte Sophie.

Deckhard verzog das Gesicht. »Manchmal weiß ich echt nicht, was der ganze Mist soll.«

»Verbrecher jagen, vor Gericht bringen und zuschauen, wie der Richter sie wieder laufen lässt?« Sophie blickte kurz auf ihr Smartphone und ließ es dann in der Handtasche verschwinden.

»Ja, zum Beispiel. Oder im Auto sitzen und auf einen Penner warten, der nicht kommt. Oder Leute zu vernehmen, von denen man sowieso weiß, dass sie lügen. Typen in den Knast zu bringen, die nach drei Tagen eh wieder draußen sind. Oder betroffen zu tun, wenn man's nicht ist, weil einen die Sache einen Dreck interessiert. Oder halb totgeprügelte Kinder aus einer Familie rauszuholen, damit das Jugendamt sie sofort wieder in dieselbe Familie zurückschicken kann, um diese Kinder dann irgendwann als tote Kinder aus besagter Familie zu holen.« Er atmete tief aus und trank von seinem Bier. »Und nicht nur das. Erinnerst du dich an Glöckner? Das ist fast auf den Tag ein Jahr her.«

Sophie nickte. Glöckner war ein Kollege, der sich vor einem Jahr erschossen hatte. Keiner wusste genau, warum. Wahrscheinlich war ihm alles zu viel geworden.

»Weißt du noch, was er damals gesagt hat, kurz bevor er an seiner Sig Sauer genuckelt hat?« Glöckner hatte sich mit seiner Dienstwaffe in den Mund geschossen. »Warum die längste Gefängnisstrafe lebenslang heißt?«

»Weil man fast ein Leben lang im Knast ist.«

»Nein. Weil das Leben selbst eine Strafe ist. Ein Leben lang leben zu müssen, ist lebenslang.«

»Das Leben ist aber nicht *nur* schlecht.«

»Das habe ich ihm auch gesagt.«

»Und? Was hat er geantwortet?«

»Wir leben, leiden und sterben. Wir pflanzen uns fort, führen Kriege, reiben uns auf, sterben und werden für immer vergessen. Und warum das alles? Wir wissen es nicht.«

»Aber es ist ja nicht allen Leuten egal, was wir tun. Wenn wir Menschen helfen ...«

»Wenn es keine Menschen gäbe, müssten wir auch keinem helfen.«

»Aber es gibt nun mal Menschen. Und darum kann das, was wir tun, nicht sinnlos sein.«

»Doch! Und da muss ich Glöckner recht geben, auch wenn ich mir niemals mit meiner Dienstwaffe den Kopf wegschießen würde. Was ist ein einziger Mensch im Vergleich zu sieben Milliarden? Was ist die Erde im Vergleich zur Milchstraße? Was ist die Milchstraße im Vergleich zum Universum? Winzig klein und völlig sinnlos.« Deckhard trank von seinem Bier. »Das ist Charles Darwin damals auch klar geworden. Als er erkannte, dass die Evolution nur Zufall sein konnte und nicht Gottes Wille, ist er schwer depressiv geworden.«

»Wenn ich manche Typen sehe, die wir festnehmen, ist bei der Evolution des Menschen irgendwas mächtig schiefgelaufen.«

»Hey, ich meine es ernst. Gott hat bei der Evolution keinen Plan gehabt.«

»Oder es gibt keinen Gott.«

»Würde ich nicht sagen.«

»Ja oder nein?«

»Vielleicht gibt es einen Gott.« Deckhard blickte nach draußen und blinzelte, als würde die Sonne scheinen. »Ich habe in letzter Zeit öfters darüber nachgedacht.«

»Und?«

»Es ist sogar sehr wahrscheinlich, dass es ihn gibt. Die Welt ist derart auffällig von einer perversen Intelligenz konstruiert, dass ihre Erschaffung kein Zufall sein kann. Gott hat sich gelangweilt. Er wollte Gesellschaft. Action. Er erschuf die Schöpfung. Und seitdem schaut er sich die Realität an, das Leiden der Menschen. So, wie sich irgendwelche Teenager einen Horrorfilm angucken.«

»Oder manche Wähler die Politik ihrer Regierungen.«

»Kann sein.« Er trank wieder von seinem Bier. »Die ganze Welt ist für Gott ein riesiger Gewaltfilm. Ein überdimensionaler Snuff-Movie.«

»Sag mal, hast du einen VHS-Kurs in Theologie gemacht? Gut, dass du nicht Priester geworden bist.«

»Hatte ich mal vor. Bis die Sünde ihr hässliches Haupt erhob.«

»Die Sünde?«

»Ja. In Gestalt des Weibes.«

»Verstehe. Und dann?«

»Hatte ich auf einmal keine Lust mehr, Priester zu werden, sondern Lust auf ganz andere, eher fleischliche Dinge.«

»Auf was genau?«

Er grinste. »Hast du ein paar Stunden Zeit?«

Sie grinste zurück. »Oh, bitte, nicht schon wieder die ganze Nacht fernsehen.«

Deckhard seufzte. »Touché.« Er gab dem Barman ein Zeichen. »Noch so eins.«

Er schaute Sophie wieder an. »Jedenfalls, mit den Frauen hat es bei mir nicht so richtig geklappt, wie du weißt. Deshalb bin ich einsam und allein. Tja, die Welt ist schlecht ...« Er trank sein Glas leer und stellte es auf den Tresen.

»Und was lernen wir aus deiner Predigt?« Sophie lächelte ihn an. »Die Welt ist schlecht. Deshalb ...?«

»Deshalb bin ich Bulle geworden. Jeder versucht mit seinem Job, das Defizit wettzumachen, das er um sich herum wahrnimmt. Sogar an sich selbst.«

»Zum Beispiel das Fehlen des Gehirns als Voraussetzung für eine politische Karriere.«

Deckhard lachte. »Ja. Die sollten keine Reden halten, sondern die Klappe.«

»Wow«, sagte Sophie, »jetzt auch noch coole Aphorismen.«

»Ja, verarsch mich nur.« Deckhard nahm das frische Bier entgegen. »Die Welt *ist* schlecht. Und genau diese Einsicht hat den armen Glöckner aus dieser kalten, polizistenfeindlichen Welt geradewegs ins Grab befördert. Es gab ja keinen, der ihm die Arbeit abgenommen hat. Sogar diesen letzten Dienst musste er sich selbst erweisen.« Er wies nach draußen. »Da hatte es der Kerl, der jetzt im Kühlraum schlummert, viel besser. Bei dem haben seine Freunde den Job erledigt.«

»Na, auf diesen Freundschaftsdienst kann ich verzichten.« Sophie verzog das Gesicht. »Ich glaube nicht, dass ich mit dem tauschen will.«

»Wie auch immer. Das Leben hat keinen Sinn, aber darüber nachzudenken, noch viel weniger.«

»Wenn die Telefonseelsorge mal neue Mitarbeiter sucht«, sagte Sophie, »würde ich dich glatt empfehlen.«

Deckhard nahm seine Schachtel Lucky Strikes ohne Filter und zündete sich eine Zigarette an. Hier durfte man rauchen, obwohl es offiziell verboten war. Aber das war wahrscheinlich das West-Berliner Flair, das hier im »Eisen« nicht fehlen durfte.

Er zog an der Zigarette, bevor er weitersprach. »Hängen sich die meisten Rechtsmediziner nicht auf, wenn sie am Leben verzweifeln, oder wie war das? Müsstest du doch wissen. Du bist ja eine von denen.«

»Ja«, sagte Sophie. »Wir wissen eben, wie es geht. Die Halsschlagadern abschnüren. Das Gehirn bekommt keinen Sauerstoff mehr. Trotzdem verfällt man nicht in Panik, weil noch Kohlendioxid abgeatmet werden kann. Du kannst aber auch Beruhigungsmittel nehmen. Und dann eine Tüte über den Kopf. Der Sauerstoff, den man einatmet, enthält immer mehr Kohlendioxid, und schließlich schläft man ein. Und dann – tschüssi.«

»Was du so alles weißt. Was ist mit Ertrinken?« Deckhard blies Rauch aus und rieb seine Knöchel an dem

kalten Bierglas. »Das machen doch immer die Künstlertypen.«

»Künstlertypen?«, sagte Sophie. »Weiß ich nicht. Aber wer diese Methode wählt, hat keine Ahnung, wie man richtig lebt, und noch weniger, wie man richtig stirbt. Ertränken sollte man sich nicht. Viel zu schmerzhaft. Zu viel Panik. Erschießen ist übrigens auch nicht zu empfehlen. Wenn man sich nicht richtig in den Kopf schießt, wacht man als querschnittsgelähmter Sabberlappen auf.« Kaum hatte sie ausgesprochen, blickte sie Deckhard betroffen an. »Oh, tut mir leid. Das hätte ich nicht sagen dürfen.«

»Schon gut, hast ja leider recht.«

»Jedenfalls wacht man dann querschnittsgelähmt auf und ist noch unglücklicher als zuvor. Obendrein kann man sich dann nicht mehr umbringen. Nein, das ist kein Exit. Das ist dann *wirklich* lebenslang.« Sie trank von ihrem Weißwein. »Aber über was für Dinge reden wir hier eigentlich? Es ist Wochenende.«

Wieder piepte Deckhards Handy. Es hatte die Eigenart moderner Smartphones, zweimal zu piepen, sobald eine SMS kam und der Besitzer sie nicht schnell genug geöffnet hatte.

»Ich darf mal eben?«, fragte Deckhard. Er wusste, wer die SMS geschickt hatte.

Du wachst als querschnittsgelähmter Sabberlappen auf

...

»Ja, klar«, sagte Sophie.

Deckhard drückte die Zigarette aus. Klickte auf die SMS. Zeigte sie Sophie.

»Ich denke noch immer an den Pazifik«, las Sophie den Text laut.

»Tja, irgendwann werde ich mit ihm dorthin fahren müssen.« Deckhard tippte eine kurze Antwort und steckte das Handy ein. »Du weißt ja, was er mit dem Pazifik meint.«

»Ja.«

»Die Frage ist«, Deckhard kippte sein Bierglas hin und her, »ob er es jemals schafft.«

Du wachst als querschnittsgelähmter Sabberlappen auf ... Oder du bist schon einer. Und wenn kein Sabberlappen, dann doch querschnittsgelähmt.

»Siehst du ihn bald wieder?«

»Ja. Ich fahre morgen Abend mal wieder hin. Dann ist wenig Verkehr. Nach Hannover sind es ja nur gut zwei Stunden.«

»Und bis dahin?«, fragte Sophie. »Trinken wir noch einen?«

»Aber klar doch.« Deckhard winkte Wollé.

»Freitagabend ist im Grunde die einzige Zeit, wo richtig Wochenende ist. Der Samstag ist eigentlich fast schon wieder Sonntag, und der Sonntag fast schon wieder Montag. Und deshalb die totale Verarsche.«

3.

»Also dann«, sagte Fabian und blickte sich um, als könnte jemand ihn belauschen. »Nutzen wir die Viertelstunde für ein paar Tipps im neuen Job. Hast du schon eine Miles & More Karte?«

Christian schüttelte den Kopf.

»Besorg sie dir so schnell wie möglich. Was ist mit den Flügen zum Bootcamp, zum Exotentraining und so weiter? Durftet ihr da Business-Class fliegen?«

»Nein, Economy. Hatten die Trainingsleute für uns gebucht.«

»Dachte ich mir. Wie auch immer. Die Flüge lässt du dir nachträglich auf deine Miles & More Karte schreiben, dann hast du schon mal ein paar Statusmeilen. Hol dir die Goldkarte. Die kostet zwar achtzig Mäuse, aber dann verfallen die Prämienmeilen nicht mehr.«

»Wie viele Meilen brauche ich eigentlich, um Senator zu werden?«, fragte Christian.

Katharina, die irgendwelche Nachrichten in ihren Blackberry hackte, schaute belustigt auf.

»Also, erst mal zur Unterscheidung«, antwortete Fabian lachend. »Um Frequent Traveller, Senator und so weiter zu werden, brauchst du Statusmeilen. Wenn du kostenlos fliegen willst, brauchst du Prämienmeilen.«

»Und die Statusmeilen?«

»Sind meist ein Jahr gültig. Dann heißt es, von vorn anfangen.«

»Und wann bin ich Senator?«

»Erst mal bist du Frequent Traveller. Das sind 35000 Meilen. Das ist schon ganz gut. Du kannst in die Lounge, das ist das Wichtigste. Mit 100000 Meilen im Jahr wirst du